

## Ein Staat ohne Heimat

### Seit 25 Jahren leben die Sahrauis im algerischen Exil.

Wenn Fanfana ihre Mutter vom Meer sprechen hört, verklärt sich ihr Blick. Dann versucht sie sich vorzustellen, wie es ist, im Meer zu baden und die Wellen zu spüren. Fanfana hat das Meer noch nie gesehen. Vor siebzehn Jahren wurde sie in einem Flüchtlingslager der Sahrauis in der algerischen Hamada geboren. In ihrem Leben gibt es nur Sand, Steine und das, was die vorherige Generation behelfsmäßig aufgebaut hat. Für sie ist ein Leben im Exil die Normalität. Und doch kann sie die Flucht ihrer Eltern erzählen, als wäre sie dabei gewesen.

Nachdem die spanischen Kolonialherren im November 1975 die "letzte Kolonie der Welt" aufgaben, rückten marokkanische und mauretanische Truppen in das Land der sahrauischen Nomaden vor. Die Sahrauis sahen sich gezwungen, in die Wüste zu flüchten. Die Familien, die entkommen konnten waren monatelang weiterer Bedrohung durch marokkanische Flugzeuge und den von Süden einfallenden mauretanischen Truppen ausgesetzt, bis sie eine sichere Bleibe in der Nähe des algerischen Dorfes Tindouf fanden. Hier leben sie seit 25 Jahren, 1000 km von ihrer Heimat entfernt, getrennt von zurückgelassenen Verwandten und Freunden.

Fanfanas Vater erzählt oft von den ersten behelfsmäßigen Zelten, den darauf folgenden Häusern aus Lehmziegeln und immer wieder von einer Rückkehr und der Unabhängigkeit. Mittlerweile haben sich die ca. 100 000 Sahrauis in vier weitläufigen Lagern ein Leben im Exil aufgebaut. In der kargen Einöde entstanden Schulen, Krankenhäuser, spezielle Einrichtungen für Behinderte. Die nach den größten Städten der besetzten Gebiete benannten Camps haben eigene Abwasserkanäle und durch Solarzellen gespeiste Fernseher und Radios. Da die meisten Männer an der Front stationiert sind, übernehmen die sahrauischen Frauen auch deren traditionelle Aufgaben. Ihre Familien leben von

dem, was der karge Boden hergibt und was internationale Hilfsorganisationen über Algerien liefern.

Unweit der Flüchtlingslager haben sich auch die marokkanischen Kriegsgefangenen ein Leben ohne Zukunft eingerichtet. Die unbewaffneten Wächter haben sich an die 1940 Gefangenen gewöhnt, die ein ähnliches Schicksal teilen: Sie können nicht zurück in ihre Heimat. Zwei mal im Jahr nehmen Hilfsorganisationen ihre Briefe entgegen und leiten sie an ihre Familien in Marokko weiter.

Nachdem Marokko ihre Existenz lange geleugnet hat, verweigert es ihnen bis heute die Einreise. Unbegreiflich für den 52 jährigen Imar. Er erzählt von seiner Tochter, die er nie kennen gelernt hat und von der er nicht weiß, wo sie lebt. Dann fängt er an, von einem Krieg zu reden, dessen Sinn er nicht erfassen kann.

Wenn die Gemüsegärten geöffnet werden und die Frauen Wochenrationen an Möhren für die Familien ernten, reden auch sie überwiegend vom Krieg. An eine andere Möglichkeit in ihr Land zurückzukehren scheint niemand mehr wirklich zu glauben. Befragt man Fanfanas dreizehn Jahre alten Bruder Umbark nach dem Konflikt mit Marokko, erzählt er von der Armee. Wie fast alle anderen Männer will er für eine Unabhängigkeit kämpfen. Auch er will vor dem 2500 km langen Schutzwall patrouillieren, den Marokko mit finanzieller Unterstützung westlicher Mächte gezogen hat und mit einer hohen Militärpräsenz bewacht. An diesem Wall zeigt sich das ungleiche Kräfteverhältnis beider Parteien. Der von der UNO auf 15000 Mann geschätzten Frente Polisario, die sahrauische Befreiungsarmee, steht ein Staat gegenüber, der dem Verteidigungshaushalt hohe Summen bereitstellt, um Phosphatabbau, ertragreiche Fischgebiete und Ölförderung zu sichern. Dennoch glauben die Sahrauis an einen Sieg. "Wir haben nichts zu verlieren" und "notfalls wird jeder kämpfen" sagt Abdel, ein 26 jähriger Sahraui, während er das besetzte Gebiet immer wieder mit seinem Feldstecher ins Visier nimmt.

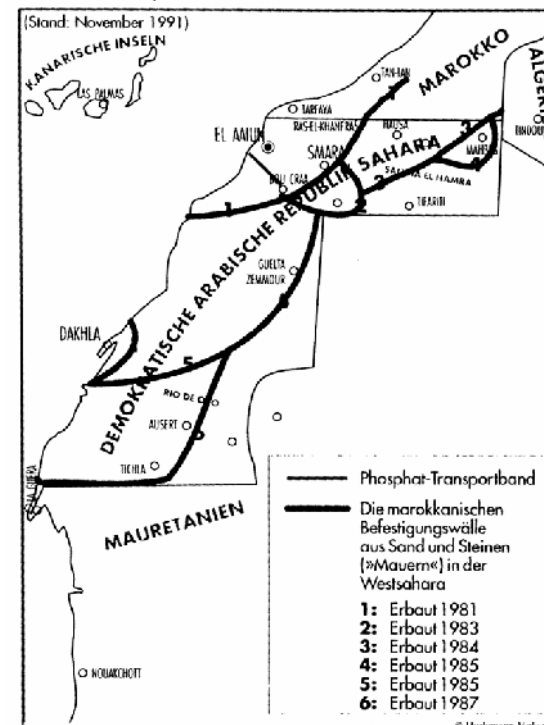
Am 28. Februar 2001 läuft das Mandat der UNO-Schutztruppe MINURSO (Misión de las Naciones Unidas para el Referendum en el Sahara Occidental), die seit 1991 den Waffenstillstand zwischen Marokko und der Frente Polisario überwacht, aus. Eine Lösung ist unterdessen nicht in Sicht. Am 27. Februar will die Polisario den bewaffneten Kampf wieder aufnehmen. Tut sie das nicht, riskiert sie das Vertrauen der Sahrauis zu verlieren. Seit fast zehn Jahren hoffen diese auf das UNO-Referendum über die Unabhängigkeit der Westsahara. Das Referendum, das auch Marokko zunächst unterstützte, musste immer wieder verschoben werden. So fanden die Parteien keine Einigung, wer Sahraui ist und damit das Recht bekommt, eine Stimme abzugeben. Marokko versuchte immer wieder eigene Leute in die Listen einzuschmuggeln.

Im Oktober letzten Jahres gab eine Delegation Marokkos schließlich offen zu, ein Referendum boykottieren zu wollen. Zugeständnisse könnten lediglich gegenüber den hinter dem marokkanischen Wall lebenden Sahrauis gemacht werden. James Baker, ehemaliger Außenminister der USA und jetziger Verhandlungsführer der UNO favorisiert mittlerweile den sogenannten „dritten Weg“. Unter Wahrung der marokkanischen Souveränität sollen die Sahrauis in einer Art Regionalautonomie leben. In den Lagern der Wüste werden diese Vorschläge aber eher als weitere Provokation aufgefasst, wie auch die diesjährige Rallye Paris-Dakar, deren Route Marokko ganz bewusst durch die okkupierten Gebiete gelegt hat.

Aber nicht nur mangelndes Interesse der Weltöffentlichkeit ist das Problem der „Demokratischen Arabischen Republik der Sahara“ (DARS), wie der sahrauische Staat seit seiner Gründung am 27. Februar 1976 heißt, sondern auch der Unmut der Jugend. Diese lernt ein Leben außerhalb des Lagers kennen, weil jedes Jahr spanische Gasteltern junge Sahrauis zu sich einladen, die dann sehen, was es heißt, in Freiheit zu leben. Junge Schüler studieren in Kuba und kommen gut ausgebildet zurück in eine Welt, die ihnen keinerlei Perspektive bietet.

Fanfana, die nicht genug bekommen kann, von den Erzählungen der Heimkehrer und begierig jedes Wort aufsaugt, welches von einem anderen Leben erzählt, läuft durch das staubige Lager und träumt vom Meer, das sie noch nicht kennen lernen durfte.

Text: Birger Müller  
Erstellt: 2000



Quelle: Rißel (1991), S. 201.